

Wladimir Lindenberg

ÜBER DIE SCHWELLE

*Gedanken über die
letzten Dinge*



Ernst Reinhardt Verlag

ÜBER DIE SCHWELLE
Gedanken über die letzten Dinge

WLADIMIR LINDENBERG

Über die Schwelle

Gedanken über die letzten Dinge

ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN BASEL

Titelbild: Wladimir Lindenberg, Aufstrebender Rhythmus
Tempera/Öl, 36 x 24 cm, 1949
Entnommen aus: Wladimir Lindenberg, Ein Portrait in Texten
und Bildern. Zusammengestellt und herausgegeben von
Gertrud Züricher
Ernst Reinhardt Verlag 1993

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lindenberg, Wladimir:
Über die Schwelle : Gedanken über die letzten Dinge /
Wladimir Lindenberg. – 25. Tsd. – München ;
Basel : E. Reinhardt, 1996
ISBN 3-497-01410-9
PDF-ISBN 978-3-497-60675-7

© 1996 by Ernst Reinhardt, GmbH & Co, Verlag, München
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung der
Ernst Reinhardt, GmbH & Co, München, unzulässig und strafbar. Das
gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen in andere
Sprachen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Inhalt

Neurose als Folge unseres gestörten Verhältnisses zum Tode	7
Lebensangst, Todesangst	22
Das Bild vom Paradies	33
Das Purgatorium	55
Hölle, wo ist dein Sieg?	60
Die Lehre von der Wiederverkörperung	75
Wiederverkörperungsvorstellungen in der abendländischen Welt	92
Kundgebungen von jenseits der Schwelle	99
Wie sie starben	127
Das Reifen zum Tode	147
Gespräche über das Sterben und den Tod	156
Das Problem der Lebensverlängerung	173
Die Gebete für den Sterbenden und den Verstorbenen	183

NEUROSE ALS FOLGE UNSERES GESTÖRTEN VERHÄLTNISSES ZUM TODE

»Darum werden wir nicht müde; sondern, ob unser äußerlicher Mensch auch verdirbt, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert. Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig.« Paulus an die Korinther

Solange es denkende und reagierende Menschen gibt, beschäftigen sie sich in ihren Gedanken mit dem Tod und mit der Frage eines individuellen Fortlebens nach dem Tode in einer anderen Seinsform. Hätte es nicht die Vorstellungen von einem ewigen Kreislauf der Leben gegeben, so würden wir vom Dasein unserer Vorfahren sehr viel weniger erfahren. Denn das meiste Wissen über die uralten Kulturen stammt aus den Gräberfunden.

Die Geburt und der Tod waren bis in unser Jahrhundert die zentralsten Ereignisse des menschlichen Lebens. Das irdische Leben selbst war wie eine Fuge, gespannt zwischen diesen beiden Polen.

Der Mensch wußte um seine Zeitlichkeit, um sein Gastsein auf dieser Erde und faßte diese Periode auf als eine ihm geschenkte Zeit, die er im Hinblick auf seine eigene Reifung und Vervollkommnung zu gestalten

habe. Wenn Gott ihn, den Menschen, wie es in der Bibel heißt, nach seinem Bild geschaffen hat, so ist er zwar in miniature ein Abbild Gottes, etwa nach der Vorstellung von Tertullian (150–227), daß die menschliche Seele von Natur eine christliche Seele sei; doch hat Gott ihn aufgerufen, an dieser Seele unentwegt zu formen und sie zu verfeinern, bis sie am Ende des Weges gottähnlich werde. Der katholische Philosoph und Paläontologe Teilhard de Chardin (1881–1955) sieht den Menschen hineingestellt zwischen Tier und Engel. Im allmählichen Abbau der tierhaften Eigenschaften, der Triebhaftigkeit, der ungeordneten Affekte, des Egoismus nähert er sich dem Bild des Engels. Auf Grund seiner Forschungen über den Urmenschen kommt er zu einem optimistischen Weltbild: daß langsam und allmählich der einzelne Mensch in seiner individuellen, und die Menschheit in ihrer Geschichte sich in zunehmendem Maße kultivieren, verfeinern und transzendenter werden.

Fragen wir uns, aus welchen Bereichen des Daseins die Vorstellungen über die Unsterblichkeit der Seele stammen, so verliert sich dieses Wissen im Dunkel der Urzeit. Der vorintellektuelle Mensch, der Jäger und Fischer, der noch in Höhlen wohnte, den unermesslichen Himmel über und die Erde unter sich, der den Geräuschen der Nacht und des Tages lauschte, und dessen Augen durchlässig waren für Wesen, die für uns heute unsichtbar sind, hatte noch Antennen zum Kosmos. Diese Menschen sahen die Geister ihrer Ahnen und vernahmen ihre Stimmen, und ihre Magier und Priester deuteten die geheimen Zeichen der Natur.

Ebenso uralt sind die Zeremonien und Begräbnissit-

ten: das Öffnen der Fenster, durch die die Seele entweiche, das Verhüllen der Spiegel und anderer glänzender Gegenstände; das Aufbahren des Toten auf dem Tisch im besten Zimmer, das Abschiednehmen der Angehörigen und Nachbarn, das Hinaustragen des Toten mit den Füßen voran, damit er in seine Behausung nicht mehr zurückkehre. In Assisi, einem von den Etruskern gegründeten Ort, findet man noch alte Häuser, die neben der offiziellen eine vermauerte Tür haben, welche eigens für die Toten aufgebrochen und dann wieder zugemauert wurde, damit der Tote den Eingang nicht wiederfinde.

Rund um die Erde und seit vielen Tausenden von Jahren weiß der Mensch um die Unsterblichkeit seiner Seele. Die Vorstellungen über das »Nachher« sind in den verschiedenen Kulturepochen und Religionen unterschiedlich. Im asiatischen Raum glaubt man an eine lange Folge von Reinkarnationen, die den Menschen vom »schwachen Menschen« zum »Weisen« oder »Heiligen« führen, bis er sich derart von allem Triebhaften gereinigt und entledigt hat, daß er selbst zum Bild des Engels geworden ist und in die himmlischen Hierarchien eingegliedert wird. Andere stellen sich vor, daß sie nach der Durchwanderung eines Läuterungsprozesses in das Paradies, den Zustand einer permanenten Seligkeit, aufgenommen werden. Als letzte Beglückung schwebt den Menschen die Wiedererlangung des Zustandes des Friedens und des Glücks vor, aus dem er in Urzeiten vertrieben wurde. Offenbar lebt in ihm archetypisch die Urerinnerung an jenen Zustand.

Von unvergleichlicher Schönheit ist die Vision des

Propheten Jesaja: »Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. Kühe und Bären werden auf der Weide gehen, daß ihre Jungen beieinander liegen, und Löwen werden Heu fressen wie die Ochsen. Und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter, und ein Entwöhnter wird seine Hand stecken in die Höhle des Basiliken. Man wird nirgends letzen noch verderben auf meinem heiligen Berge, denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie mit Wasser des Meeres bedeckt« (11, 6–9).

So wird das Leben aufgefaßt als eine Vorbereitung auf den Tod, auf den Zustand nach dem Tode. Ein großer deutscher Denker, Wilhelm von Humboldt (1767 bis 1835), sagt dazu: »Man kommt so ohne Erinnerung und Bewußtsein in die Welt, daß es wohl der Mühe verdient, sie wenigstens mit klarer Besonnenheit zu verlassen. Es ist mir, als kenne man nicht das ganze Leben, wenn man nicht den Tod gewissermaßen mit in den Kreis einschließt.«

Und an einer anderen Stelle sagt er: »Man sehnt sich zugleich nach Ruhe und nach Streben ins Unendliche. Aber die Ruhe ist nur Freiheit von irdischen Trieben, und das Streben, das leichte, geistige, das ohne Beimischung von Müdigkeit und Verwirrung bleibt. Dann vereinigen sich auch die Bilder der Erde und des Himmels so schön. Die Erde bietet ihren Schoß zur Ruhe, und der Himmel öffnet seine Räume zu ungehemmtem Streben. Wer den Tod so fühlt, dem wird er zu einer plötzlich erscheinenden sanften Lösung des Lebens, und

einer Lösung bedarf das Leben doch! Denn es ist Fessel und Rätsel.«

Tröstlich sind die Betrachtungen des großen Philosophen, des Kaisers Mark Aurel (121–180): »Geh einmal zu deinen verschiedenen Lebensstufen über, du warst Kind, Jüngling, Mann, Greis, und es war ja auch jeder Wechsel von diesen ein Tod. Ist das etwas Schreckliches? Denke jetzt an die Zeit zurück, welche du noch unter deinem Großvater, nachher unter deiner Mutter und dann unter deinem Vater verlebt hast, und wenn du nun alle Trennungen, Umwandlungen und Auflösungen, die mit dir vorgegangen sind, erwägst, so frage dich selbst, war daran etwas Schreckliches? Ebensovienig wird es das Aufhören, der Stillstand und die Umwandlung deines ganzen Lebens sein.«

Und der große Kirchenlehrer und Gründer des orthodoxen Mönchtums, der Heilige Basilius der Große (330 bis 379), zeichnet ein malerisches und einprägsames Bild des Wegs vom Leben zum Tode: »Das Leben wird ein ›Weg‹ genannt, denn wer geboren wird, der eilt zu einem Ziele. Wer auf einem Segelschiff eingeschlummert ist, wird ganz von selbst durch Windesgewalt zum Hafen geführt, und wenn einer auch nichts davon spürt, wird er doch zum Ziele getrieben. So eilt auch ein jeder von uns in unmerklichem Fortlauf des Lebens, stets bewegt und niemals still, im Strom der Lebenszeit dem eigenen Ende zu. Du schläfst, und die Zeit eilt weiter, du wachst und verlierst dich in Gedanken, aber das Leben geht dahin, ohne daß du darauf achtest. Wir Menschen also eilen alle irgendeinen Pfad, ein jeglicher getrieben zu seinem eigenen Ziele. Darum sind wir alle

›auf dem Wege‹. Und so magst du den Sinn des ›Weges‹ verstehen. Ein Wanderer stehst du in diesem Leben. Alles eilt vorüber, alles wird dir rückläufig. Du siehst am Wege das Kraut, die Pflanze, das Wasser, oder was du gerade ansehen magst – eine kurze Freude, dann gehst du vorüber. Und wieder triffst du Felsen und Schluchten und Abgründe, Klippe und Grat, oder auch wildes Getier und Schlangenzeug und andere Widerwart – ein wenig Angst, dann bist du vorbei. Also ist das Leben – weder seine Lust bleibt, noch sein Leid. Der Weg ist nicht dein, aber auch was dir begegnet, ist nicht dein. Hebt der Wanderer, der zuerst ist, seinen Fuß, so tritt der andere gleich in seine Spur und nach ihm der Folgende. Und sieh des Lebens Umstände, sind sie nicht von ähnlicher Art? Heute pflügst du die Erde, morgen ein anderer und nach ihm der dritte. Schau diese Äcker und diese stolzen Häuser! Wie oft, seitdem sie da sind, wechselten sie schon den Namen. Des und des wurden sie genannt, dann hießen sie nach einem anderen; sie kamen darauf an den und den. Ist also unser Leben nicht ein Weg, der bald den einen, bald den anderen aufnimmt, alle Nachfolger, der eine des anderen?!«

In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts traten zwei große Denker auf, die größten Einfluß auf die Entwicklung unseres Denkens ausgeübt haben:

Karl Marx (1818–1883), der Begründer des dialektischen Materialismus und Vater des Kommunismus, dessen Lehren viele Völker sich zueigen gemacht haben und die jetzt um die Rechtgläubigkeit ihrer Thesen miteinander hadern. In seinem dialektischen Materialismus kommt Marx unter anderem zu einer radikalen Ableh-

nung aller Esoterik. Wenn es ein Paradies gibt, so ist es das Paradies, das entsteht, wenn die Ideale einer klassenlosen kommunistischen Gesellschaft verwirklicht werden. Dann werden alle Menschen gut. Gott, seine Engelsscharen und die Heiligen sind nichts als Erfindungen der herrschenden Klassen, um das Volk in Dummheit und Unwissenheit zu halten. Die Vorstellung vom ewigen Leben und vom Paradies sind nichts als Wunschvorstellungen von beleidigten und erniedrigten Menschen, die, wenn sie im Leben aller Genüsse beraubt sind, wenigstens im Himmel den ersehnten Ausgleich erhalten möchten. Der Marxismus sagt Gott, der Kirche und dem Glauben an das ewige Leben rücksichtslosen Kampf an.

Der große Psychologe, der Begründer der Lehre von der Tiefenpsychologie und Psychoanalyse, Sigmund Freud (1856–1939), negiert wie Marx die Existenz des Esoterischen. Er deutet die Mensch-Gott-Beziehung als einen Vater-Sohn-Komplex, sozusagen eine Übertragung irdischer Verhältnisse in himmlische Bereiche. Auch für ihn ist die Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele und vom ewigen Leben nichts anderes als ein unbewußter Wunsch nach Fortdauer und Verewigung.

Nun herrscht in den kommunistisch-sozialistisch geprägten Völkern die Lehre von Marx, und im übrigen Teil der Welt die Lehre von Freud. Beide verneinen die Existenz Gottes, der Seele und der Unsterblichkeit. Dadurch kommt es in der menschlichen Gesinnung und Lebensauffassung zu grundlegenden Verschiebungen. Man glaubt also nur an die Dinge des Diesseits; alles andere,

das bisher, seit der Existenz der Menschen, eine Glaubensgewißheit war, gehört jetzt mit den Märchen, Legenden und Mythen auf den Abfallhaufen.

Die Geburt ist ein erklärlicher und nachweisbarer biologischer Vorgang. Der Tod ist ebenfalls nur noch ein biologischer Akt und weiter nichts. Alles, was der Mensch im Leben gelernt, gelitten, schöpferisch gestaltet hat, ist mit seinem biologischen Tod unwiderruflich zu Ende. Die moderne materialistische Wissenschaft lehrt ihn das seit fünfzig Jahren. Aber die Million Jahre Menschsein, die sich in ihn eingeprägt haben, die Instinkte, die archetypischen Urerinnerungen und Wünsche, die sagen ihm etwas anderes. Sie zeigen, wie stark auch im rational denkenden Menschen die irrationalen Kräfte lebendig geblieben sind. Ob er es wahr haben will oder nicht, er erfährt, wie die unerklärlichen Mächte, die wir Schicksal oder Zufall nennen, alle seine Pläne über den Haufen werfen und wie er mit seinem kleinen Verstand nur gelegentlich in das Gefüge dieser Welt einzugreifen vermag. Diese über all dem Kleinen und Kleinlichen schwebende Macht nannte man Gott. Jetzt geht man hochmütig mit einigen abwertenden und nichts erklärenden Bemerkungen darüber hinweg.

Ebenso stark lebt in uns die Vorstellung von der individuellen Unsterblichkeit. Natürlich vermag sie sich in dem Wunsch nach Kindern und Kindeskindern, oder bei schöpferischen Menschen im Schaffen von unsterblichen Kunstwerken, Ideen, Bauten oder technischen Werken zu erfüllen. Immer liegt ihr aber der Wunsch nach einem solchen oder anderem Fortleben zugrunde. Und nicht zuletzt hat noch kaum ein Mensch einen dauerhaften

paradiesischen Zustand hier auf Erden erlebt, dafür sorgen schon seine lieben Artgenossen.

Die Wunschvorstellungen mancher Großen und Reichen, auf Erden für sich ein Paradies zu errichten, ob es die Gärten der Semiramis waren, der Tadj Mahal oder Bachtschi Serail, blieben nur großartiges, tragisches Stückwerk. So bezieht sich, trotz des bisher unerfüllten materialistischen Wunschbildes von einem irdischen kommunistischen Paradies, diese Vorstellung auf ein esoterisches Paradies.

Aber was machen wir mit unserem Tod? Den gibt es noch als Wirklichkeit. Allerdings als unerwünschte und zu verdrängende Wirklichkeit. Denn er ist zu nichts mehr nütze. Er setzt all unserm Leben, unseren Bestrebungen, Erfahrungen und Sehnsüchten ein jähes, unwiederbringliches Ende. Kein Wunder, daß die materialistische Zeit mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln um eine Lebensverlängerung kämpft. Die Erfolge sind überwältigend. Im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war die mittlere Lebenserwartung im Abendland etwa dreißig Jahre. Im dritten Viertel des gleichen Jahrhunderts beträgt sie bereits fünfundsechzig Jahre!

Ein russischer Kollege sagte mir einmal im Gespräch: »Vielleicht werden wir es noch in naher Zukunft erleben, daß unsere Lebenserwartung auf zweihundert Jahre steigt.« Er lächelte selbstzufrieden. Ich sah ihn entsetzt an. »Und was werden die Menschen mit diesen zweihundert Lebensjahren machen? Werden sie reif, gültig, gelassen und weise werden? Oder werden sie wie heute abergläubisch, parteigläubig, zeitungsgläubig, unduldsam, fanatisch, neidisch, egoistisch, rücksichtslos,

jähzornig bleiben? Wozu benötigen sie dann eine so lange Zeit? Mit fünfundsechzig wollen sie aus der aktiven Arbeit aussteigen; laß die anderen doch für sie arbeiten! Und sie werden die restlichen hundertfünfunddreißig Jahre Feierabend machen, in unübersehbaren Scharen für billiges Geld in die bewässerte Sahara, nach Teneriffa, vielleicht nach dem Monde oder dem Mars reisen!« – Mir fiel dabei die Legende von Ahasver, dem ewigen Juden, ein, der durch die Länder wandert und nicht sterben kann, nicht sterben darf, und das schauerliche Märchen »Der Tod im Birnbaum«, in dem ein Bauernpaar den Tod, der den Bauern holen kommt, in den verzauberten Birnbaum hineinsetzt und ihn erst befreit, als er sich verpflichtet, den Bauern und die Bäuerin nie zu holen. Alles um sie her stirbt, nur sie leben, und dieses Leben wird ihnen zur unerträglichen Qual, bis sie den Tod anflehen, sie zu holen.

In den letzten fünfzig Jahren hat sich die Struktur unseres Lebens grundlegender verändert als in den Übergangszeiten vom Jägerdasein zur seßhaften bäuerlichen Kultur. Wir sind in den Städten, die die meiste Bevölkerung aufnehmen, entnaturalisiert. Unsere Füße gehen auf hartem Asphalt und Beton. Unsere Augen sehen nie das Firmament. Kein Stern leuchtet uns mehr. Die Leuchten der Straßen ersetzen die Leuchten des Himmels. Die Kinder werden nicht mehr im eigenen Heim, im Schoß der Familie, sondern in Kliniken geboren, und zum Sterben schicken wir unsere Angehörigen frühzeitig in Krankenhäuser oder Hospitäler. Wir haben weder Raum noch Zeit noch genügend Personal, um den Sterbenden zu pflegen.

Albrecht Goes sagt dazu: »Dieses Jahrhundert finden wir darum bemüht, Fassaden zu bauen, hinter denen sich die Gewalten dessen, was wirklich ist, verbergen lassen. Der Tod zieht aus den Häusern des Lebens, in denen die vorvorletzten Stunden Gestalt gefunden haben, und die letzte Stunde ist die Stunde im Krankenhaus.«

Und der Dichter Rainer Maria Rilke (1875–1926) läßt es Malte Laurids Brigge aussprechen: »Wer gibt heute noch etwas für einen gut ausgearbeiteten Tod? Niemand . . . Der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eigenes Leben. Gott, das ist alles da. Man kommt, man findet ein Leben fertig, man hat es nur anzuziehen . . . Man stirbt, wie es gerade kommt; man stirbt den Tod, der zu der Krankheit gehört, die man hat« (denn seit man alle Krankheiten kennt, weiß man auch, daß die verschiedenen letalen Abschlüsse zu den Krankheiten gehören und nicht zu den Menschen; und der Kranke hat sozusagen nichts zu tun).

Der Materialismus hat unser Leben wie eine Krebsgeschwulst durchdrungen: die Materialisten und auch die anderen, die Religiösen, die an ein Jenseits noch glauben. Der Materialismus hat auf der Börse des Lebens eine ungeahnte Hausse, der Geist wird fast nicht mehr gehandelt. Alle Menschen rennen nach mehr Besitz und mehr Genuß. Aber diese Hast und Unrast sind bereits ein neurotisches Phänomen. Niemand kommt zum echten Genuß des Erworbenen, weil er nach dem Erwerb des Ersehnten sofort sich auf die Suche nach anderen Genüssen begibt. Der Mensch ist zentrifugal geworden,

er strebt immerzu aus seiner eigenen Mitte heraus zu etwas anderem, Unbekannten und nie zu sich selbst. Je mehr er hat, um so unzufriedener, unruhiger, angstvoller wird er. Schließlich sind die atmenden Poren seiner Seele derart verstopft, daß er im eigenen Saft erstickt. Er ist so mit sich selbst angefüllt, daß er die Welt, die Menschen seiner nächsten Umgebung nicht mehr wahrnimmt, seinen Partner, seine Eltern, seine Kinder, daß er keine liebende und helfende Beziehung zu ihnen hat und mitten unter den Menschen vereinsamt. Solange der Mensch in einer kleineren Gemeinschaft, in einem geordneten und traditionsgebundenen Familienverband lebte, war er behütet. Die Arbeit und die Aufgaben waren unter allen aufgeteilt, und die Alten wie die Kinder hatten ihren Platz im Leben. In dem Großstadtgefüge wird der Mensch anonym. Im gleichen Hause kennt einer den Nachbarn nicht, die Älteren werden ausgesondert und leben nur egoistisch für sich selbst, ohne am aktuellen Leben teilzuhaben. Niemand braucht sie, niemand fragt nach ihnen. Die mittlere Generation ist durch die Kinder gebunden und kann sich nicht Geselligkeit oder Konzerte oder Theater leisten, weil niemand mehr da ist, um auf die Kinder aufzupassen. Oder die Kinder werden frühzeitig in Krippen oder Kindergärten abgeschoben, weil beide Eltern verdienen müssen, um den Kindern einen besseren Lebensstandard zu bieten – so meinen sie. Niemand hat in dieser Lebensunrast Zeit für sich selbst, Zeit für den anderen. Es kommt nie zu echten klärenden und erbauenden Gesprächen. Es herrscht ein luftleerer Raum zwischen den Menschen.

Die Zahl der Neurosen und der Angstzustände ist in

den letzten Jahrzehnten ungeheuer in die Höhe geschellt. Es ist eine Angst ohne Gesicht und Form. Sie wissen nicht, wovor sie Angst haben. Ist es die Angst vor dem Tode? Oder Angst vor dem Leben, Angst vor einem neuen vernichtenden Krieg, Angst vor dem Bolschewismus oder vor dem Kapitalismus? Jeder verteufelt den anderen und hat vor ihm Angst. Das Leben des Einzelnen und der Massen ist nicht mehr eingefaßt, es hat keine Grenzen. Solange man von dem Tod und von der Verheißung des ewigen Lebens wußte, lebte man auf diese Transzendenz hin. Wie konnte der Dichter Theodor Fontane (1819–1898) vom Tode sprechen!

Leben; wohl dem, dem es spendet
Freunde, Kinder, täglich Brot.
Doch das Beste, was es sendet,
ist das Wissen, daß es endet,
ist der Ausgang, ist der Tod.

Und wie tröstlich sind die Worte des leidgeprüften und immer heiteren Angelus Silesius, Johannes Scheffler (1624–1677):

Ich sage, weil der Tod allein mich machet frei,
daß er das beste Ding aus allen Dingen sei.

oder:

Ich glaube keinen Tod: sterb ich gleich alle Stunden,
so hab ich jedesmal ein besser Leben funden.

Unter diesem aufrichtigen und überzeugenden Aspekt lebte der Mensch im Bewußtsein seines Todes, dessen Zeitpunkt ihm verschleiert war. Er bereitete sich täglich morgens und abends darauf vor und betete, Gott möge ihn vor plötzlichem Tode bewahren, weil er bewußt über die Schwelle treten wollte.

Heute wird jeder Gedanke an den Tod weitgehend verdrängt. Es geschieht mir als Arzt höchst selten, daß ein Patient, wenn er auch noch so krank ist, mich fragt, ob er sich auf den Tod vorbereiten müsse. Es mag eine innere Scheu sein, über diese Dinge zu sprechen, oder man hat die Erfahrung gemacht, wenn man darüber sprechen will, daß die Menschen entsetzt abwinken, weil sie über dieses Thema nicht sprechen wollen oder auch nichts darüber zu sagen haben. Am ehesten möchte ich meinen, daß bei den großartigen Fortschritten der Medizin den meisten Menschen gar nicht der Gedanke kommt, daß sie sterben müssen.

Menschen, die in der überlieferten Gesinnung lebten, wollten bewußt den Übergang über die geheimnisvolle Schwelle vollziehen, und es gelingt auch heute noch. Die meisten aber verdrängen den Gedanken an den Tod so erfolgreich, daß sie in der Agonie und ohne Bewußtsein hinübergehen. Im katholischen Glaubensraum wird zu dem Sterbenden der Priester geholt, um ihn für den letzten Weg vorzubereiten. In evangelischen Krankenhäusern habe ich es erlebt, daß das nicht immer geschieht, weil man Angst hat, den Sterbenden aufzuschrecken oder zu beunruhigen. Die Krankenschwester fühlt sich zu solchen Gesprächen nicht befugt, und die jüngeren Ärzte, die darauf bedacht sind, um jeden Preis das Leben zu verlängern, auch da wo es sinnlos ist und nur eine Verlängerung der Qual bedeutet, sie haben aus ihrer eigenen Anschauung oder der Fremdheit zu diesem Thema nichts zu sagen. So schieben die Menschen den Gedanken und das Gespräch über den Tod weit von sich.

Der Mensch ist nicht so klug, wie er glaubt. Er hat